

Nutzen einer regeren Körperbewegung.

Motto: "Bewegung ist Leben".
"Naß' ich, so roß' ich".

Das Bedürfnis zu körperlicher Bewegung ist bei allen lebenden Geschöpfen vorhanden. Das Kind in der Wiege, wenn es nicht eingezwängt ist, strampelt mit Händen und Füßen. Wenn unsre angeketteten und eingesperrten Haustiere ins Freie gelassen werden, machen sie die possierlichsten Sprünge.

Die körperliche Bewegung fördert die Blutzirkulation, erzeugt Körperwärme und verhindert dadurch mancherlei Erkältungskrankheiten.

Wenn der Organismus ohne regere Tätigkeit bleibt, entstehen mancherlei Störungen, nicht allein in den Verdauungsorganen, sondern auch in den Lymph- und Blutgefäßen, aus welchen sich lebensgefährliche Krankheiten entwickeln können. Wieviel Klagen werden von den Stubenhockern nicht laut über Magen-, Darm-, Nieren- und Blasenbeschwerden.

Wenn Schüler und Schülerinnen stundenlang, ja halbtagslang hinter den Büchern sitzen, oder dem Unterrichte zuhören müssen, ohne entsprechende Pausen, in denen sie ihre Glieder recken und strecken können, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie geistig und körperlich träge sind, der rege Appetit und Stoffwechsel sich vermindern, der ruhige Schlaf nachläßt, die Kinder nervös werden.

Gegen all diese Uebelstände gibt es keine bessere Arznei als vielfache Bewegung in guter Luft. Mancher Blutverarmung und Schwindsucht würde vorgebeugt werden, wenn jenes Probatum nicht so vielfach außer acht gelassen würde.

Die körperliche Arbeit kräftigt den Organismus und macht ihn arbeits- und widerstandsfähiger. Ein Mensch, der mit Wind und Wellen zu kämpfen hat, leistet unvergleichlich mehr als ein Stubenhocker, er-

trägt und überwindet viel leichter Krankheit und andere Widerwärtigkeiten.

Die geistig Arbeitenden, die leicht mürrisch, finstler, ungesellig sind, bringt die körperliche Tätigkeit wieder ins Gleichgewicht, wodurch wiederum die Vorbedingung zu einem ruhigen, gesunden Schläfe und froher Arbeitsfreudigkeit geschaffen wird.

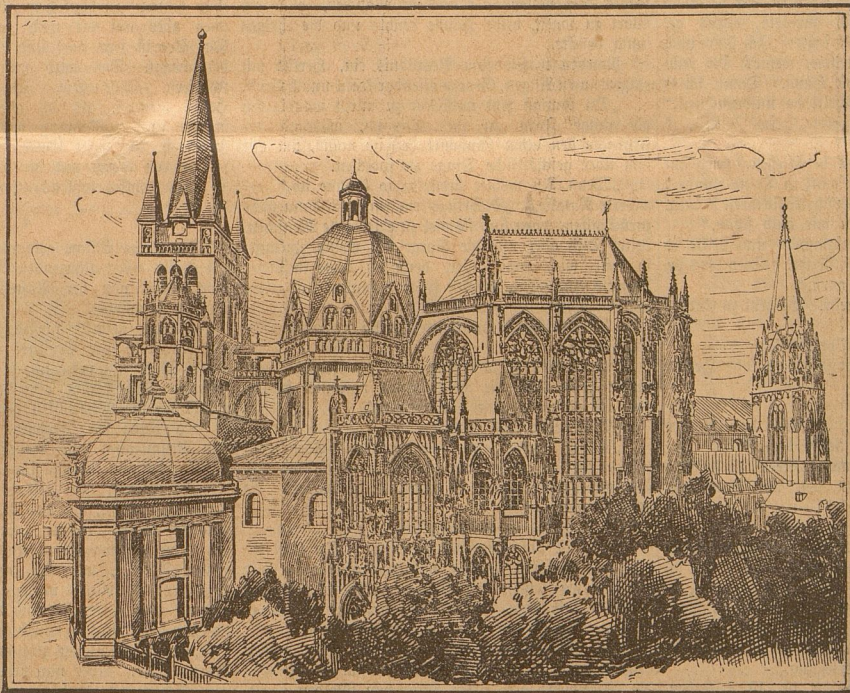
Außerdem gilt die erhöhte Muskeltätigkeit als nicht zu unterschätzender Heilfaktor.

Manche Leiden können lediglich nur durch aktive und passive Muskeltätigkeit Gymnastik, Gaus-, Garten- und Feldarbeit, Sägen, Maßfage, Reiten, Fahren usw. gelindert bzw. geheilt werden. Leider mangelt es Tausenden von Stadtbewohnern an Gelegenheit, ihren Körper außer dem einseitigen Spazieren neben durch entsprechende tägliche Arbeiten elastisch und gesund zu erhalten bzw. organische Uebelstände zu beseitigen.

Es gibt auch eine Anzahl wohlthuerender Körperbewegungen, die Kranke auf ihrem Lager ausführen können, wie z. B. Tiefatmen, Arms-, Bein- und Fußstrecken und -beugen und ähnliches.

Das regelmäßige körperliche Bewegung bzw. Arbeit das ganze Leben verlängern kann, sei noch in wenigen Worten nachgewiesen. Ein Sprichwort sagt: "Naß' ich, so roß' ich!" Personen, die jahrelang an rege Körperbewegung gewöhnt sind, aber durch irgendwelche Umstände zur Untätigkeit genötigt werden, lassen gar bald an körperlicher und geistiger Regsamkeit nach; häufig erfolgt Siedtium und baldiger Tod.

Also: Bewegung bewirkt Wohlbefinden, Arbeitsfreudigkeit, Gesundheit, Leben; dagegen verursacht träge Untätigkeit, Verstimmung, Beschwerden, Krankheit, Tod.



Zur Oeffnung des Sarkophags Karl des Grossen im Hachener Münster. (Terz j. S. 262.)

Auf dem im September v. J. in Breslau abgehaltenen Arztetage hat Dr. Falkenstein ausgeführt, wie grade durch regelmäßige, kräftige Körperbewegung und vermehrte Blutwärme manche Stoffe erst zur Oxydation kämen und viele Fremde- oder Ausscheidungsstoffe aus dem Organismus entfernt würden.

Bei Kindern macht man vielfach die Beobachtung, daß, solange sie die Schule besuchen und zu vielen Stillsitzen gezwungen sind, ihr körperlicher Zustand und Wohlbefinden viel zu wünschen übrig läßt; dagegen wenn die Schuljahre vorüber sind und sie in ein'n Beruf mit reger Körperbewegung eintreten, sie

framm und kräftig werden.

Spruch.

Zur Arbeit, Lieb' und zur Veredlung ward das Leben uns gegeben. Fehlen die, was hat der Mensch am Leben? Hat er sie — was fehlte ihm? Worüber wollt' er klagen?

Harte Köpfe.

Roman von B. Coronay.

(Schluß)

(Nachdruck verboten.)

„Seiner Mama Befinden unverändert. Bleibe nur. Sie wünscht es selbst,“ lautete die Rückantwort.

So blieb Gertha und saß an dem Lager des Mannes, bewegungslos, stumm, ihre Pflichten erfüllend, aber mechanisch, ohne jede Spur zärtlicher Sorge.

Unterdessen weilten Frau von Walden und Natalie immer noch auf dem Brunnenhof. Erstere apathisch dahinschlummernd, von Tag zu Tag mehr vergebend, letztere in beständiger Tätigkeit, die Schwester der Schwerkranken nach Kräften unterstützend.

„Ich habe Dich immer geliebt, Paul, aber jetzt verehere ich Dich,“ sagte Katharina, die rauhe, hartgearbeitete Hand ihres Gatten an die Lippen drückend, als er eines Morgens äußerte: „Bruno kann mich daheim vertreten. Ich will jetzt nach Prosnitz hinüber und dafür sorgen, daß das Gut nicht unter den Hammer kommt.“

„Ach was, verehere und danken!“ erwiderte er, sich ungeduldig lösend. „Daß ich eine Schutzbeschränkung nicht von der Schwelle weise, ist einfach Menschenpflicht und hat garnichts mit dem alten Zwist und Haber zu tun. Aber eine Vollmacht brauche ich noch. Die muß Deine Schwester unterschreiben. Da ist das Schriftstück. Geh' mal rüber zu ihr!“

„Ach Paul, ich habe gar keinen Mut, über solche Dinge mit ihr zu reden.“

„So tu' ich's selbst.“
Er trat an das Lager der Kranken, der Fräulein von Sterned eben freundlich zurebete, etwas gewärmte Milch zu trinken, und sagte: „Ich fahre nach Prosnitz, Schwägerin, und nehme, wenn's Dir recht ist, die ganze Geschäfte in die Hand. Damit ich es aber kann, mußt Du die Schrift da unterschreiben.“

„Gib her,“ hauchte Margarete, „eine Feder.“

„Was doch erst.“

„Wozu denn? Was Du beschließt, wird gut und nötig sein. Ich gebe mich ganz in Deine Hände.“

Mit zitternden Fingern unterschrieb sie ihren Namen.

„Na, vertrauen darfst Du mir auch schon.“

Er faltete das Papier zusammen und steckte es in seine Rocktasche. „Adieu, Gretel! Sieh bloß zu, daß Du bald wieder gesund wirst.“

„Das werde ich nimmermehr. Es geht zu Ende.“

„Warum nicht gar!“

„Doch, man hat so ein Vorgefühl.“

„Wenn Du Dir das einbilst, so lasse Gertha herkommen.“

„Die kann nicht fort.“

„Sie muß es können, wenn's der Mutter Wunsch ist, und sollt' ich sie selbst holen!“

„Passe nur, Schwager, meine Seele ist ja doch immer bei ihr. Aber, wenn Du mir eines versprechen wolltest . . .“

„Nun?“

„Daß Du Dich meines Kindes annehmen willst und ihm ein Freund und eine Stütze sein, wenn ich nicht mehr bin. Siehst Du, daß wäre so schön, so groß von Dir, aber freilich, dazu würde es nötig sein, daß Du mir verzeihen könntest, denn ich habe viel an Dir und Käthe gesündigt, wenn auch mehr aus Unverständnis als mit Ueberlegung.“

„Schon gut; was geschehen ist, ist geschehen.“

„Ich trage Dir nichts mehr nach, und wenn Deine Tochter nun einmal einen braucht, der ihr raten und helfen kann, so soll sie ihn in mir finden. Nun mache Dir aber auch keine Sorgen mehr.“

Sie streckte ihm, müde lächelnd, die abgekehrte Hand hin. „Von der Sorge um Gertha hast Du mich jetzt befreit, Paul, und eine andere gibt es nicht für mich, denn ich habe keine Zukunft mehr vor mir.“

„Na, na, mach' Dir keine dummen Gedanken! Wenn der Frühling kommt, wirst Du Dich schon erholen. Nur immer den Kopf hoch und die Dyren steif gehalten!“

Seine Stimme klang etwas unsicher, als er das sagte und eilig die Stube verließ.

Margaretas Leben flackerte immer noch fort, wie ein verlöschendes Flämmchen. Wenn die Kranke schlief, kam Natalie in den Garten oder in die Halle, um Luft zu schöpfen. Dann trat ihr stets Bruno entgegen, der auf diese kurzen Momente wartete. Das Mädchen, das sich so pflichtgetreu den aufopferndsten Samariterdiensten weihete, erschien ihm jetzt ganz anders als früher, und er bat es ihr im stillen ab, sie für kalt und herzlos gehalten zu haben. In allem, was sie tat und sagte, offenbarte sich eine schöne, reine, keusche Seele.

Ganz sanft, mit Gott ausgesöhnt, schlummerte Margarete in die Ewigkeit hinüber. Paul war es, der ihr die müden Augen zudrückte und dann per Telegramm die Trauerbotschaft absandte. Er ordnete alles, fragte auch Fräulein von Sterned, welchen Plan sie hinsichtlich der Zukunft habe und erhielt zur Antwort: „Ich werde mir eine Stelle als Pflegerin oder Erzieherin suchen.“

„Wenn's Ihnen recht ist,“ meinte er nach kurzen Nachdenken, „so bleiben Sie doch bei uns. Die Kathrin' ist auch schon in dem Alter, wo's einem wohl tut, wenn man sich nicht mehr um alles allein bekümmern muß. Vorausgesetzt, daß es Ihnen nicht zu einfach und zu bürocratisch hier zugeht.“

„D nein,“ unterbrach sie. „Der Brunnenhof ist mir in dieser schweren Zeit eine liebe Heimat geworden. Ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an.“
„Fräulein von Sterned hat eingewilligt, unsere Hausgenossin zu bleiben,“ teilte Mehring seiner Frau und seinem Sohne mit, als letzterer von Prosnitz herüberkam.

„Das ist eine große Freude und gerade jetzt ein rechter Trost für mich!“ rief Katharina.

Ueber Brunos hübsches Gesicht ging es wie frohes Aufleuchten, als er dem Mädchen, ohne ein Wort zu sagen, beide Hände reichte und die ihrigen innig drückte.

Noirods trafen zum Begräbnis ein, Gertha mit rotgeweineten Augen, George offenbar krank und leidend.

„Du kommst jetzt natürlich zu mir,“ wandte sich die junge Frau an ihre Cousine, während der Franzose den alten Landwirt beiseite nahm, um mit ihm über geschäftliche Dinge zu sprechen.

„Wenn Du meiner bedarfst, so komme ich,“ erwiderte Natalie.

„Mehrings werden mich dann nicht zurückhalten, dazu sind sie viel zu edle, gute Menschen. Leitet Dich aber nur die Sorge um meine Zukunft, so lasse mich ruhig hier, denn ich habe in dieser Familie ein liebes, trautes Heim gefunden und einen Wirkungskreis, der mir gefällt.“

„Dann bleibe,“ entgegnete Gertha nach längerem Nachsinnen.

Ihr Blick irrte zu Bruno hinüber, als sie hinzufügte: „Du bist die Glücklichere von uns beiden, aber ich gönne es Dir von Herzen.“

„Wenn Du mich jemals rufen solltest . . .“

„Dann kommst Du, das weiß ich. Aber wozu würde ich es tun? Ich muß schon allein mit mir und mit allen, was mich quält, fertig werden. Es wird ja auch gehen.“

„Das klingt so hoffnungslos.“

„Wir ist unsäglich weh zu Mute. Da liegt die einzige, die mich jemals wahrhaft geliebt hat und der ich die letzten Lebenstage verblühtete. George gestattete mir nicht, zu ihr zu kommen und sie zu pflegen. Er ist und bleibt eine elende Natur.“

Als die Verstorbene in der Erde ruhte, reisten Noirod und Gertha ab. Ersterer erkattete Mehring die Summen, die dieser Frau von Walden vorgestreckt hatte, um den Verkauf des Gutes Prosnitz zu verhindern.

* * *

Im Zusammenleben der beiden Gatten besserte sich nichts. Der Kampf dauerte fort und wurde immer erbitterter. Zwischen den beiden Menschen lag etwas Unüberwindbares. Sie konnten nicht mehr ruhig und friedlich nebeneinander hergehen. Der Tod des einen hätte die Erlösung für den anderen bedeutet, doch trennten sie sich nicht, sondern schlepten ihr Joch weiter.

„Ich kann Dich also nicht wieder zurückgewinnen, Gertha? Es ist ganz unmöglich, auch wenn ich

schwöre, künftig nur für Dich leben zu wollen?“ fragte Noirod eines Abends, als man den Tee in seinem Zimmer nahm. „Siehst Du, die Dinge liegen doch jetzt ganz anders. Ich bin ein kranker, müder Mann, der sich nach Ruhe und nach der reinen Liebe des Weibes sehnt. Willst Du mir die nicht geben?“

„George, alles ist aus zwischen uns. Eine treue Pflegerin kann ich Dir noch sein, ein liebendes Weib nimmermehr.“

Ein seltsamer Laut, halb Schluchzen, halb Lachen, rang sich von seinen Lippen, als sie ihn mit diesen Worten verließ.

Am nächsten Morgen wurde Gertha durch das Geräusch aufgeregt durcheinander schwirrender Stimmen, dem bald heftiges Klopfen folgte, geweckt.

„Was gibts? Was ist geschehen?“ fragte sie, sich jäh aufrichtend.

„O Gott, Ew. Gnaden, etwas Gräßliches,“ erwiderte Anna mit weinerlicher Stimme. „Herr Dumanois meldet, daß er soeben den Gnädigen tot im Schlafzimmer gefunden hat.“

„Tot? Unmöglich! Vielleicht nur eine tiefe Ohnmacht. Hat man nach dem Arzte geschickt?“

„Ja, Robert holt ihn.“

„Helfen Sie mir, mich rasch anzukleiden . . .“

So! . . . Wo ist der Kammerdiener? Ich will ihn sprechen. Er soll sogleich kommen.“

„Er wartet draußen, gnädige Frau.“

„Lassen Sie ihn sofort herein.“

Dumanois trat ein. Ein boshaft lauender Blick funkelte unter den halb gesenkten Lidern hervor, als er berichtete: „Ja, es ist leider wahr. Ich fand den Herrn tot in seinem Bette. Er schien mir schon sehr krank, sehr aufgeregt, als er gestern den Tee mit Ew. Gnaden genommen hatte. Ich wollte ihm seinen gewöhnlichen Schlaftrunk mischen, er wies aber auf die noch gefüllte Tasse und sagte: Der Tee ist sehr stark und eine gehörige Dosis Rum beigemischt. Das wird wohl genügen, mich einzuschlafen. Gehen Sie. Ich will allein bleiben . . .“

„Heute morgen, als ich wie immer das Frühstück brachte, in der Meinung, das Klingelzeichen überhört zu haben, lag mein armer, gültiger Herr bleich und kalt in den Kissen und die Tasse auf dem Teppich.“

„Um Gottes willen! Ein Herzschlag!“

* * *

Die junge Witwe gelangte als Universalerbin in den Besitz eines glänzenden Vermögens, brach aber, nicht mehr von der Aufregung gehalten, beinahe kraftlos zusammen.

„Komm heim!“ schrieb Natalie abermals und jetzt erwiderte ihre Cousine: „Ja, ich komme. Mir ist zu Mut, als wäre ich aus einem schweren, entsetzlichen Fiebertraum erwacht und müsse mich erst wieder an die Wirklichkeit gewöhnen.“

So bezog sie Prosnitz, weilte aber viel auf dem Brunnenhof und beobachtete still lächelnd, wie sich Bruno und Natalie immer näher kamen.

„Nicht wahr, Du hast ihn lieb?“ fragte sie eines Tages und fügte, als das Mädchen erröthend mit der Antwort zögerte, hinzu: „Sage doch: ja. Er verdient die warme Herzensneigung eines so edlen, reinen Wesens, wie Du bist, und Dein freudiges Zugeständnis würde meine Seele auch von dem letzten Vorwurf, der sie noch drückt, befreien. Wenn ich Euch beide glücklich wüßte, könnte ich es auch sein.“

„Keinen Menschen gibt es, der mir so teuer wie Bruno wäre. Aber nun frage nicht weiter.“

„Schon gut, Liebste, jetzt weiß ich genug,“ erwiderte Gertha mit ihrem alten, sonnigen Lächeln.

„Wie schön kann es für uns alle noch auf der Welt werden!“

Als das Trauerjahr in ländlicher Einsamkeit verfloßen war, trat die Witwe eine Reise an.

Bald darauf feierte man auf dem Brunnenhof, im engsten Familienkreise, ein frohes Fest. Paul verlobte seinen älteren Sohn mit Natalie von Sterned.

Da trat ein unerwarteter Gast ins Zimmer: Frau von Noirod.

„Von wo kommst Du so plötzlich?“ rief Katharina.

„Von Rom,“ erwiderte die Witwe.

„Und . . .“ erkundigte sich der alte Landwirt.

„Arno wird ein berühmter Maler.“

„Weiter hast Du mir nichts zu sagen?“
 „Nein.“
 „Bleibst Du jetzt hier?“
 „Nein,“ erwiderte Hertha. „Ihr wißt ja, daß ich die Einsamkeit immer gehaßt habe. Ich bringe den Sommer in Dienste zu und den nächsten Winter in Paris.“
 „Und wann gedenkst Du schon zu reisen?“
 „Morgen. Von Euch, Dheim und Tante, nehme ich schon heute Abschied. Mit Natalie und Bruno möchte ich aber morgen noch frühstücken und zwar unter der Tanne, die gepflanzt wurde, als ich noch ein törichtes und so glückliches Kind war. Kommt Ihr?“
 „Gewiß.“

Sie kamen auch und sogar sehr früh, aber Frau von Notrod ließ doch schon auf dem Bänkchen, vor welchem ein Tisch und Stühle standen.
 Man nahm den Tee in herrlicher, harzduftender Morgenluft, dann füllte Hertha selbst die Gläser und rief: „Auf Euer Wohl! Daß Euch das Glück nie verlasse!“
 „Und Du willst wirklich fort von uns?“ fragte Natalie betrübt.

„Ja, ich brauche Lichterglanz, Zerstreuung, das Treiben da draußen, sollte es mir aber doch einmal zu weh werden in der großen Welt, so gönnt Ihr mir wohl hier ein stilles Plätzchen, und ich weiß, wo meine Heimat ist. . . Da nimm!“ Sie übergab Fräulein von Sterned ein umfangreiches, verriegeltes Schreiben. „Das ist mein Hochzeitsgeschenk für Dich. Denke, daß es zugleich auch von meiner verstorbenen Mutter kommt, deren letzten Wunsch ich hiermit erfülle und öffne den Brief erst, wenn ich fort bin. So! Nun wollen wir gleich hier Abschied nehmen. Der Wagen wartet. Nein, nein, begleitet mich nicht! Ich bitte darum.“

Sie fügten sich dem dringenden Wunsch.
 Wieder auf dem Brunnenhof eingetroffen, erbrach Natalie das Schreiben. Es enthielt eine Schenkungsurkunde. Prosenz ging in den Besitz Fräulein von Sterneds über.
 „Damit ist ein altes Unrecht geklärt,“ schrieb Hertha. „Das Gut kommt nun wieder in die rechten Hände, und so werden meine Eltern aus Himmelsböhen dankend und segnend auf uns alle herabblicken. Der langjährige Zwist aber möge nun mit ihnen begraben sein.“
 Hertha kehrte später auf den Brunnenhof zurück. Die Armen und Kranken des nahen Dorfes wurden ihre Freunde, mit diesen teilte sie ihren Reichtum, wofür sie Gott der Herr täglich segnete.

Die Erbtante.

Von C. Pälffy.

(Nachdruck verboten.)

Es war eine Mondnacht.
 Erwin von Töswan lag behaglich in den Federn und schlief. Durch das offene Fenster drang die feuchte Gartenluft und die Liebesfernade eines mauzenden Katers, der auf dem Blechdach des Lusthäuschens hin und her lief.
 Der Mond mit seinem harmlosen Biebermeiergeficht spiegelte sich köstlich in den steifen Glaskugeln der Rosenstöcke.

Plötzlich durchgestellte das Schellen einer scharfen Klingel die laue Nacht. Der sehnüchtige Kater sprang entsetzt in das dunkle Laub und Monsieur Mond setzte seine Brille auf; er war neugieriger Natur.
 Wieder freischte das Läuteinstrument ungebüdig. Erwins Diener war bereits schlaftrunken emporgeschmeißt, hatte einen Mantel umgeworfen und tappte brummend zum Haustor der Villa.

„Wer da?“ knurrte der alte Werner horstig.
 „Telegramm!“ rief eine Stimme von draußen.
 „Wa—a—as?“
 „Aufmachen! Telegramm!“
 „Grobiau!“ brummte Werner und sperrte sehr langsam und würdevoll das Tor auf.
 „Was läuten Sie denn so närrisch?“ fragte er den Briefträger ungnädig, „wegen dem Telegramm? So eine Wirkhaft, als wenn das nicht in der Freijzeit gehabt hätt!“

„Weden Sie nur gleich den Herrn, ein Telegramm ist immer etwas Wichtiges. Adje.“
 Gallend verlangten die Schritte des Boten in der Gasse. Werner sperrte ab und tappte gemütlich in Erwins Zimmer.

„Gnä' Herr, aufstehen, Telegramm!“ trompetete er mit Macht, da er den Geseleantenschlaf seines Herrn schon zur Genüge kannte.

Erwin fuhr auf.
 „Was ist denn los? Zum Kukud, gib mir wenigstens in der Nacht Ruh!“

„Telegramm, gnä' Herr!“ rief Werner wuchtig.
 „Was? Telegramm? Her damit! Licht anzünden, kommandierte Erwin und setzte sich im Bett aufrecht. Werner fragte erst eine Weile erfolglos an der Zündhölzerhachtel herum. Endlich zuckte ein Flammenblitz auf und die Kerze brannte.

Erwin riß das Telegramm auf und las mit erschrockener Miene:

„Tante Sidonie schwer erkrankt. Sofort kommen.“
 — Lilyan.“

Erwin flog wie ein Federball aus dem Bett.
 „Werner, Philipp! rechts um marsch, Tee kochen, Reisefack richten, in zwei Stunden muß ich fort! Beeile Dich!“

Töswan kümmerte sich nicht weiter um den verblüfften Diener, fuhr in seine Kleider und begann den Courier zu studieren.

„Zug 6 Uhr 5 Minuten, oder besser 5 Uhr 30 Minuten ab Wien, an Karlsbad 3 Uhr 30 Minuten nachmittags“ rechnete er vor sich hin: „nein, so ein Pech, gerad jetzt muß mir das passieren. Philipp, ist der Tee fertig?“

„Zamohl, gnä' Herr — — hm — — wohin fahren denn?“ fragte Werner, seine Neugierde kaum bemeisternd und schielte angestrengt nach dem Telegramm.

„Nach Karlsbad.“
 Werner fiel fast die Nummfacke aus der Hand.

„Was? Nach Karlsbad — — ja, ja, warum denn?“ pläzte er ganz fassunglos heraus.

„Wagt Dich schon wieder die Neugierde?“ brummte Töswan ärgerlich und legte schweigend seine Reisetasche zurecht.

Der alte Werner taunte tiefgekränkt an seinem Schnurrbart und packte mit hörbarem Eifer den Reisefack. Die Zeit verrann, langsam begann es zu tagen.

Erwin war fertig.
 „So, hole jetzt einen Wagen, aber mit Dampf!“ Werner trotete äußerst gehetzt hinaus.

Erwin rumpelte unten ein Wagen über das Pflaster. Erwin eilte die Stiege hinunter.

„Was soll ich sagen, wenn nach dem Herrn Oberleutnant gefragt wird?“ knurrte Werner verdrießlich und öffnete den Schlag.

„Nichts, ich bin verreist, basta, — — Adieu.“
 Der Wagen rollte davon.

Werner eilte sofort in Erwins Zimmer.
 „Was ist das nur für ein Teiteltelegramm?“ dachte er ununterbrochen „und dabei diese Geheimtuerel?“

Das alte Faktotum begann den Papierkorb zu visitieren. Erwin verbrannte nie etwas, alles flog in diesen geflochtenen Schlund, Philipp wußte das sehr gut. — Und richtig! Mit glänzenden Augenlein entfaltete Werner das zerwühlte Telegramm. „Was? Tante Sidonie? — — das ist ja die reiche Erbtante! Sie ist jähmer krank, Erwin fährt hin, ha, Erbgleicherei!“ rief Werner empört, „jetzt versteh ich die Geheimtuerel, er will der Erste bei ihr sein und ihr wegen des Testamentes zuweisen, unerhört! Aber warte mein Lieber, so eine Ungerechtigkejt läßt der alte Werner nicht zu. Der Rudolf von Sölterseheim ist der rechte Neffe von der alten Tante, der hat mehr Recht auf die Universalerbenschaft, als alle anderen. Ich gehe jetzt noch zum Sölterseheim! Er muß sofort nach Karlsbad fahren und dem Erwin einen Strich durch die Rechnung machen.“

Werner stülpte hastig seinen Hut über sein borstiges Haupt und stob davon.

Rudolf von Sölterseheim war sein ehemaliger Herr, an dem er mit hündischer Zärtlichkeit hing. Dieser mußte aber vor fünf Jahren, da er total verarmt war, einen kleinen Beamtenposten annehmen

und empfahl seinen treuen Diener seinem reichen Verwandten Erwin, der ihn auch aufnahm. Erwin war seit jeher der Liebling Tante Sidonies, obwohl er nur weilkäufig mit ihr verwanbt war, während Rudolf wegen seines unliebenswürigen Wesens sich niemals die Sympathie der alten Dame erringen konnte.

Rudolf sah eben beim Frühstück, als Werner hereinkürzte.

„Gnä' Herr, — — die Erbtante Sidonie ist schwer krank, der Herr Oberleutnant ist schon nach Karlsbad gefahren und — —“

„Wie? Tante Sidonie, ich weiß ja garnichts!“ rief Sölterseheim erstaunt.

„Natürlich, das schaut der Gesellschaft ähnlich! Das Herzinkel, den Erwin hat man verständig, aber Sie nicht! Herr Rudolf, heute noch müssen Sie nach Karlsbad. Ein Vermögen steht auf dem Spiel!“ rief Werner mit pathetisch erhobnem Arm. Rudolf war sofort entschlossen.

„Ich danke Dir, Alter! Du hast recht, Erwin soll mir die Universalerbenschaft nicht vor der Nase wegkneppen, da habe ich auch noch ein Wörtchen dreinzureden! Heute noch fahre ich nach Karlsbad!“

Werner empfahl sich.

Ihm war ganz wirklich zumut. Das war ja ein Gesellschaft, dem hochnaitigen Erwin einen Nebenbuhler auf den Hals zu jagen! Werner plagte fast vor Stolz über diese prächtige Idee, die seinem treuen Bedientenhirn entsprossen war. — —

Rudolf war mit dem nächsten Abendzug nach Karlsbad gefahren. Nun stand er auf dem Stadthaus und suchte in den Kurlisten den Wohnort der Tante. Doch umsonst, alle möglichen erotischen Gäste barg das Weltbad unter seinen Fittichen, aber eine schwer kranke Erbtante namens Sidonie Baronin von Gelpach war nicht zu finden.

Rudolf durchblätterte immer erregter die langen Kurlisten, die Tante kam nicht zum Vorschein. Auch auf der Polizei wußte man nichts von ihr, sie war weder gemeldet, noch hier bekannt.

Rudolf war der Verzweiflung nahe.

Jede Minute war ihm kostbar! Wenn er die Tante nur mehr in der Agonie traf, war alles vergebens, Erwin triumphierte!

Rudolf biß bei diesem Gedanken wütend die Zähne zusammen; was sollte er tun? Es gab nur einen Weg, sich Klarheit zu verschaffen, der war, Erwin in seinem Hotel aufzusüßern und von ihm die Adresse zu erfahren.

„Wie peinlich“, dachte Rudolf ratlos, war aber schon auf dem Wege nach dem „Schweizerhof“, wo Erwin nach Werners Ansage gewöhnlich abstieg. Diesmal hatte er mehr Glück.

Ein Servietenjüngling versicherte ihm mit vielen trinkgeldheißenden Büdingen, daß der Herr Oberleutnant noch auf seinem Zimmer Nr. 8 sei.

Rudolf jagte hinauf.

Erwin lag behaglich im Divan, rauchte und las eine Sportzeitung. Als Rudolf ins Zimmer stürmte, sah er ihn erst sehr verduzt an, begrüßte ihn dann aber herzlich.

„Was führt Dich nach Karlsbad?“ fragte er verwundert und drückte Rudolf auf einen Sessel.

„Wo wohnt Tante Sidonie?“ rief Sölterseheim noch ganz atemlos, „Werner beschwor mich herzuführen. Tante soll schwer krank sein, sagte er!“ Erwin starrte sein Gegenüber erst sprachlos an und dann — — dann fing er zu lachen an — — und lachte bis ihm die diden Tränen über die Wangen purzelten.

„Nein — — habaha Werner! dafür bekommt er eine Medaille, dieses alte Wackweib — — habaha!“ Rudolf wurde es bei dem Gelächter seines Verwandten ganz unbehaglich.

„Ja, Erwin, was soll das heißen, ich bin ganz konfus!“ rief er betreten.

„Ich nicht!“ lachte Erwin aufs höchste belustigt. Dann wurde er aber ernster; „komm, Rudolf, ich führe Dich zu Tante Sidonie.“

Die beiden Herren verließen das Hotel. Erwin winkte einem Wagen.

„Fischern“ rief er dem Kutscher zu und setzte sich neben Rudolf.



„Wohin fahren wir denn?“ fragte Rudolf erstaunt. „Zu Tante Sidonie“, schmunzelte Erwin vergnügt. Bald darauf hielt der Wagen vor einem einstöckigen Haus. Erwin sprang als erster heraus. „Folge mir, Rudolf!“

Der Oberleutnant durchquerte den Hof und stieß dann eine Türe auf.

„Tante Sidonie“, sagte er lachend und legte einer freudig wiehenden Nennstute die Hand streichelnd auf den feinen Hals.

„Ah!“ Rudolf blieb der Verstand stehen.

„Das ist Deine berühmte Nennstute „Tante Sidonie?“ stammelte er endlich ganz perplex.

„Jawohl. Sie ist Tante zu Ehren so getauft. Nächste Woche läuft sie wieder im Steeple-chase. Gott sei Dank! Es war eine Augenzeugenbindung im Anzug und mein besorgter Jotey telegraphierte, um nicht allein die Verantwortung zu tragen. Es ist aber zum Glück ohne dieselbe vorübergegangen. Etwas Husten, weiter nichts, sie ist schon wieder ganz munter!“

Werner soll nach diesem Geniestreich eine Zeit sehr gedrückt und weniger neugierig gewesen sein. Wie lange dies anhält, weiß ich nicht.

Künstlertraum.

Von Claire Béringuer geb. la Quante.

(Herausdr. verboten.)

Erz Walter war verstimmt, nervös. Eine Verstimmung, wie sie den schaffenden Künstler überkommt, wenn die Hand nicht so will wie der Geist. Unmutig legte er Palette und Pinsel aus der Hand — es wollte und wollte nicht so werden wie sein geistiges Auge sein Werk vor sich sah. Die Seele fehlte, die keusche, unberührte, innige Seele.

Es war vor wenigen Tagen gewesen, als ihm die Idee zu dem Bilde kam. Er hatte, angefeuert von den modernen, sich gekleideten und mit schlecht verhehlter Sinnlichkeit gemalten Frauengestalten bei Schulte, die heilige Sehnsucht empfunden, einmal etwas anderes zu schaffen, sich herauszuarbeiten aus dem Sumpf, der dem Bildhauern immer und immer wieder geboten wurde. So war ihm der Gedanke entstanden, eine Frauengestalt aus vergangener Zeit zu malen, ein altdritisches Mädchen, keusch, fast streng, und doch innig, ohne den bedenklischen verführerischen Reiz unserer modernen Mädchen — eine Idealgestalt, von keinem Hauch der Sinnlichkeit berührt, rein wie eine Madonna.

Mit Feuereifer hatte er sich an die Arbeit gemacht; fast fertig stand sein Bild auf der Staffelei, doch je weiter es vordrängte, desto unerbittlicher ließ es ihn; er konnte die schlichte Reinheit, die ihm vorzuschwebte, nicht verkörpern, es fehlte ihm etwas in dem Gesicht — er versuchte und verworf, er bemühte sich vergeblich das festzuhalten, das hineinzubringen, was ihn zu dem Bilde begeistert hatte.

Sinnend, mit düster bewölhter Stirn stand er davor. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne warfen einen blendenden Schein auf das bleiche Gesicht. Fritz Walter wandte sich ab — es war ihm, als ob sein Bild erröte, erröte über ihn, sein Nichtkönnen, über sein unnützes Bemühen.

Es überließ ihn siedendheiß. War er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen? Scheiterte sein Können daran? Hatte er sich eingelebt in die moderne Halbmalerei, daß ihm nichts anderes mehr gelang? Oh, dann war seine Kunst eine erbärmliche, unwürdige, dann waren die lobenden Berichte seiner Werke, die ihm schon so jung einen bedeutenden Namen verschafft hatten, falsch, erlogen — oder eben so angefärbt vom Geiste der Zeit. In seinem Kopfe wühlte es, die Stirn fing an ihm zu glühen. Schnell entschlossen ergriß er den Hut, er mußte hinaus ins Freie, fort von seinem Bilde, das ihn quälte. . . . Er schritt langsam die Potsdamer Straße entlang. Die Laternen wurden angezündet, vor den Geschäften flammten die elektrischen Lampen auf. Ein wirbelndes Hasten der Straßenbahnen, Omnibusse und Wagen; dazwischen Menschen

im dichtesten Gewühl, manchmal dem Wagengetriebe so nahe, daß man jeden Augenblick ein Unglück befürchten konnte. Aber es geschah gewöhnlich nichts; ein kleiner Schrei aus Frauenmunde hin und wieder, wenn ein etwas unsanfter Stoß erfolgt ist, oder ein Pferd verflucht hat, dem neuen Frühjahrsblumenhut Geschmack abzugewinnen. Sonst das ewig wechselnde Einerlei. — Fritz konnte es zur Genüge. Planlos durchschritt er die Leipziger Straße, hier und da einmal die in den Schaufenstern glänzend beleuchteten Gegenstände betrachtend, ohne sich recht etwas dabei zu denken. Da durchfuhr es ihn plötzlich wie ein elektrischer Schlag. Vor einem Schaufenster, das die Käufer künstlich anlockte, stand ein Mädchen, die Profilinie scharf beleuchtet. Er sah nicht viel mehr als dies, starr stand er, in Schauen versunken, keiner seiner Bewegungen Herr. Das war ja, was er suchte; konnte es eine solche Verkörperung seines altdritisches Mädchens geben, konnte ein Mädchen die Züge tragen, die ihm vorgeschwebt in dieser ganzen Zeit, im Träumen und Wachen? Er rührte seine Muskeln, er zog das Bild in sich hinein, fieberhaft. Da wandte sie den Kopf langsam um, schaute an ihm vorbei ins Leere und ging die Straße hinter. Er folgte ihr, seinen Blick verwannte er von der Gestalt. Sie ging langsam, aufsehnend sich um nichts, was um sie her vorging, kümmernd. Sie bog in die Friedrichstraße ein, er folgte ihr in gemessener Entfernung, fast instinktiv, denn noch hatte er das Gesicht nicht näher gesehen. Der Zufall war ihm günstig; sie blieb stehen und drängte sich mit vielen anderen in einen Omnibus, — mit vieler Mühe und nur durch sein etwas rücksichtsloses Vordrängen gelang es ihm, einen Platz in dem Gefährt zu erwischen. Zwar sah er am anderen Ende, sie drüben in der Ecke, aber das tat nichts. Das Licht der Lampe beleuchtete ihr Gesicht — ein feingeschnittenes zartes blaßes Gesicht mit großen fragenden Kinderaugen. Es überkam ihn wie Nahrung, er meinte nie edlere Linien, nie ein zarteres Profil gesehen zu haben. Er starrte sie fast abwesend an, vergaß Zeit und Ort und wurde erst nach einiger Zeit unsanft in die Wirklichkeit gerissen, als ein beleibter Herr einstieg und sich mit derben Bemerkungen über die Enge neben ihm niederließ. Er strich ein paar mal mit der Hand über die Stirn, sie war heiß, er fieberte fast und er zwang sich mit Gewalt zum klaren Denken. Sein Jodol dort in der Ecke schien ihn noch garnicht gesehen zu haben. Wenigstens schaute sie sehr uninteressiert aus dem gegenüberliegenden Fenster. Einmal schlug sie die Augen zu ihm auf. Diese Augen! Eine Welt schien ihm in dem Blick zu liegen, er erröte heiß und wandte sich ab. Er begann nachzudenken. Sie war nicht elegant, aber immerhin anständig gekleidet — ein runder, dunkler Hut sah etwas nach hinten auf dem krausen Blondhaar, das im Nacken einen dicken Knoten bildete. An ihrem Arme hing ein Handtäschchen, in der Hand hatte sie ein Buch. Tausend Vermutungen schossen unserem jungen Maler durch das Hirn. Er malte sich aus, wie sie vielleicht als Buchhalterin in einem Geschäft tätig, das harte Brot in Abhängigkeit sich selbst verdiente und nun abends heim kam zur alten Mutter, die ihren Liebling freundlich empfing und beim traulichen Lampenschein nach des Tages harter Arbeit fragte. Ja, sie mußte eine Mutter haben, die sie schützte, denn so heilige, unberührte Unschuld, wie aus dem Madonnengesicht schon sprach, kann nur durch Mutterliebe geschützt, erhalten werden, und er spannte sich weiter und weiter hinein in seinen Traum. Er sah sich schon im Geiste hineintreten, die würdige alte Dame bitten, ihre Tochter einige Male zu seinem altdritisches Mädchen sitzen zu lassen, er sah das junge Mädchen seiner Bitte Gewährung lächeln, und was dann? Ja, dann sah er sich in dem trauten Stübchen aus- und eingehen, er sah sich werben um die holde Frühjahrsblüte — eine heilige Sehnsucht erfüllte ihn, sein Herz schlug fast hörbar.

Da hielt der Wagen mit einem Ruck. Sie stand auf, ihr Kleid streifte ihn, ein jähes Erschrecken lähmte ihn fast für einen Augenblick, im nächsten war er auch schon auf dem Trottoir. Er sah sich

um. Er mußte wohl ein gutes Stück gefahren sein, denn er war an anderen Ende der Friedrichstraße. Vor ihm ging leicht und schwebend seine heiß Angebetete. Er nahm all seinen Mut zusammen, sie konnte im nächsten Augenblick in ein Haus treten und ihm blieb das Nachsehen. Er mußte sie sprechen um jeden Preis. Jetzt war er dicht hinter ihr. Er wollte reden, fast schnürte es ihm die Kehle zu. Sie ging jetzt langsamer und wandte sich nach ihm um. Es war ein eigentümlicher Blick, der ihn traf, er trat fast einen Schritt zurück in jähem Erschrecken. Aber im nächsten Augenblick waren die Kinderaugen wieder verschleiert, da hielt es ihn nicht länger. „Ich belästige Sie, nicht wahr?“ sagte er, „aber ich wollte Sie nur um eine Unterredung bitten, vielleicht darf ich Sie zu ihrer Frau Mutter“ — weiter kam er nicht. Ein helles, neckisches Lachen unterbrach ihn. „Zu meiner Mutter? Mein Herr, das würde Ihnen sicher nicht passen! Und zu einer Unterredung ist es jetzt auch nicht Zeit, ich muß ins Theater, denn ich habe schon im ersten Akt zu singen, und der Inspektor wird sehr groß, wenn wir Choristinnen zu spät kommen! Aber, wenn Sie mich nach dem Theater abholen wollen — wir können dann die bewußte Unterredung bei Uhl oder Bernhardt haben, ich bin mit meinem Gustav für eine Weile vernarrt und es wäre mir ganz recht, wenn . . .“

Er hörte nicht weiter. Mechanisch zog er den Hut. Ihm war eiskalt geworden. Er sah sie in das hell erleuchtete Theater gehen — er ging mechanisch die Straße vorwärts, er hätte laut aufschreien mögen; aber er biß die Zähne zusammen und schritt weiter. Es fing an zu regnen, er achtete es nicht. Durchkäst, fiebernd kam er in seiner Wohnung an. Er zündete noch in Hut und Mantel die Lampe an und trat vor sein Bild. Das Gesicht, das süße, reine Madonnengesicht, die holdste Unschuld in dem umflorten Blick, und alles Lüge! Er lachte laut auf — es klang gespenstisch in dem weiten Raum. Er nahm dann ruhig sein Bild von der Staffelei und schmidt die Leinwand häufig ab, er betrachtete es noch einmal — nein, er mußte die häßliche Erinnerung los werden. Langsam, schwerfällig ging er nach dem noch brennenden Ofen und warf sein altdritisches Mädchen hinein. Er sah die Leinwand verfohlen und seufzte: „Wieder um ein: Erfahrung reicher!“

Bei fremden Leuten.

Roman von Arthur Zapp.

(Fortsetzung.)

(Herausdr. verboten.)

Schöner noch war es, wenn sie das Buch weglegte und mit ihm sprach. Dann belebte sich ihr Gesicht, das während der Lektüre einen ziemlich gleichgültigen, monotonen Ausdruck zeigte. Erst im Gespräch sprühten ihre Augen, lachte ihr Mund und färbte sich ihr Teint lebhafter.

Da der Arzt dem noch immer sehr Geschwächten anhaltendes Sprechen untersagt hatte, so mußte Carita, so wenig sie auch selbst davon erbaunt war, den größeren Teil der Zeit, die sie ihrem Krankenbesuch widmete, mit Vorlesen hinbringen. Zum Glück war es nicht ihre Gemohnheit, sobald sie aufatmend die Lektüre abbrach, an das Vorgelesene Bemerkungen zu knüpfen und mit ihrem Zuhörer Ansichten darüber auszutauschen. Sie würde sonst zu ihrer Ueberraschung erfahren haben, daß sie eigentlich nur für die vier Wände gelesen hatte und daß an Dr. Willfried alles so ziemlich spurlos vorüberging. Ihm dünkte diese in einer mehr oder minder verträumten Welt sich abspielenden Liebesgeschichten sehr wenig unterhaltend. Als Realität und Mann der Tatsachen fand er es viel amüsant, seine Aufmerksamkeit dem Wirklichen, vor seinen Augen Vorhandenen zuzuwenden und sich in das Studium ihres Gesichtes mit all der Gründlichkeit zu vertiefen, die sich bei einem wissenschaftlichen Forscher von selbst verstand. Dabei rief er sich die von der Aesthetik aufgestellten Gesetze des Schönen ins Gedächtnis und verglich damit im Stillen die Einzelheiten von Caritas äußerer Erscheinung. Er fand, daß ihre

Nase ein wenig zu stark, ihre Lippen zu voll und ihr Kinn nicht oval genug war. Aber für diese kleinen Unvollkommenheiten entschädigte das strahlende Blau ihrer Augen, die frische Farbe ihres Gesichts, die Zartheit ihrer weißen Hände. Vor allem aber entzückte ihn ihre hohe, kraftvolle und doch ebennmäßige, formensöhne Gestalt, und mehr als einmal träumte er sich in die Vorstellung hinein, wie schön es sein müßte, dieses herrliche Geschöpf in seinen Armen zu halten.

Carita wurde des eingehenden Studiums ihrer Persönlichkeit sehr wohl inne, und sie erfreute sich im Stillen mit froher Genugthuung daran. Aber sie gab sich den Anschein, es nicht zu bemerken, und wenn sie gelegentlich mit plötzlichem Aufblicken seinen bewundernd auf ihr ruhenden Augen begegnete, so legte sie jedesmal ein liebliches Erösten und eine mädchenhafte Befangenheit an den Tag, die umso natürlicher erschien, als die beiden jungen Leute häufig genug allein waren. Die Frau Professor pflegte sich nämlich, sowie Carita im Krankenzimmer erschien, sehr bald zurückzuziehen mit einer Geßlichkeit, die zwar nicht von dem abnungslosen Afrikaforscher, wohl aber von ihrer Cousine bemerkt und dankbar gewürdigt wurde.

Eines Tages unterbrach ein sehr unzeitgemäßes Auflachen Dr. Willfrieds die Lektüre. Carita hob erstaunt den Kopf — sie las eben eine sehr pathetische Stelle, eine rührende Abschiedsszene zwischen zwei Liebenden.

„Was haben Sie denn, Cousin? Erregen denn die Schmerzen der unglücklich Liebenden nicht Ihr Mitleid?“

„Nein! — Pardon, ich habe garnicht recht hingehört,“ antwortete Dr. Willfried noch immer lächelnd. „Ich dachte eben an etwas ganz anderes.“

„So! Darf man fragen woran?“

„An Sie natürlich, schöne Cousine,“ versetzte Dr. Willfried prompt und sah ihr schelmisch und zugleich bewundernd in's Gesicht.

Carita aber steckte eine Schwellmiene auf.

„So? Also ich errege Ihre Heiterkeit?“

„Aber — so hören Sie mich doch erst an, Carita! Ich dachte an Ihre Voransagung, an Ihr freundliches Anerbieten, damals bei unserm ersten Wiedersehen nach meiner Heimkehr aus Afrika, als Sie sich mir vorkommenden Falles als Krankenpflegerin freundlichst in Vorschlag brachten.“

Nun lachte auch Carita.

„Erinnern Sie sich noch, wie krampfhaft Sie sich gegen den Gedanken wehrten?“ neckte sie. „Sie wollten durchaus nichts vom Krankwerden wissen.“

Er nickte.

„Und nun hat's mich doch gepackt, ja, ja! Aber wunderbar ist's doch — er wurde mit einem Male ernst und sah mit leuchtendem Blick zu ihr hinüber — wunderbar ist's, daß gerade Sie meine barmherzige Samariterin sind.“

„Gerade ich?“

„Gerade Sie, die Schwester meines Gegners!“

„Ihres Gegners!“ protestierte sie mit wirklichem Eifer. „Ich bitte Sie! Bodo hat mir selbst versichert, daß er gar keine Antipathie mehr gegen Sie habe, nicht die Spur, und daß er nur einer bloßen Form genügt habe. Daß er Sie so schwer getroffen, sei garnicht seine Absicht gewesen, sondern nur ein unglücklicher —“

Er unterbrach sie.

„Gleichviel! Edelmütig ist es doch von Ihnen, und wenn ich nicht noch so verd — verwünscht schwach wäre, ich —“ Er machte eine Bewegung, als wollte er sich ganz in die Höhe richten — „so käme ich hinüber zu Ihnen, um die wohlthätige, schöne Hand —“

Sie erhob sich, wie von unwillkürlicher Sorge um ihn getrieben, und eilte um den Tisch herum, der zwischen ihnen stand.

„Wit! Werden Sie sich wohl gefälligst ruhig verhalten! Das geht gegen die ärztliche Vorschrift. Das darf ich nicht dulden.“

Nun stand sie dicht bei ihm und legte ihre Hand leicht auf seine Schultern, um ihn in die Kissen zurückzudrücken. Er aber ergriß die schmalen, weißen Finger, die sich nur schwach sträubten und zog sie

an seine Lippen. Und sie sank auf den neben dem Sopha stehenden Stuhl, und ihr Gesicht neigte sich tiefer und tiefer zu ihm herab.

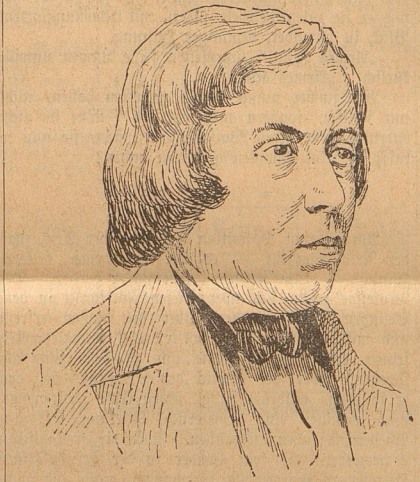
Da fügte es ein unglücklicher Zufall, daß gerade in diesem Moment die Thür geöffnet wurde, und zwei halb neugierige, halb ängstliche Kindergesichter im Rahmen der Thür erschienen. Eogar und Monika waren es, die sich zum ersten Krankensbesuch bei dem leidenden Onkel hereindrückten. Und auf dem Fuße folgte ihnen ein junges Mädchen mit kindlich unentwickelter, unscheinbarer Figur und einem nüchternen, reizlosen, gewöhnlichen Gesicht.

„Aber wo ist denn Fräulein Felicia?“ wollte es dem Afrikaforscher, dem noch die Glut der Erregung auf den Wangen lag, unwillkürlich auf die Lippen treten. Aber er hielt die Frage zurück, bis die Kleinen mit ihrem neuen „Fräulein“ wieder gegangen waren. Aber kaum hatte sich die Thür hinter dem Davongehenden geschlossen, so wandte er sich lebhaft an Carita und seine Schwägerin, die kurz nach ihnen in's Zimmer gekommen war.

„Wo ist denn Fräulein Felicia?“

Die Frau Professor machte eine Geste des Unmuts. Die Frage erschien ihr entschieden überflüssig.

„Sie ist fort,“ antwortete sie leichtsin und richtete dann an Carita eine Bemerkung. Aber der Afrikaforscher unterbrach sie.



Robert Schumann.
Zum 50 jährigen Todestag am 29. Juli.
(Text siehe Seite 263.)

„Pardon! Warum ist sie denn gegangen?“

Die Frau Professor rechte sich in Poitur und zeigte eine Miene, als fühle sie sich durch diese Frage beleidigt.

„Sie ist nicht gegangen,“ beschied sie mit Würde.

„Ich habe sie entlassen.“

„Ent —?“ Der Fragende machte ein sehr überraschtes Gesicht.

„Entlassen? Fräulein Felicia? Aber warum denn? Hat sie sich denn was zu Schulden kommen lassen?“

Die Frau Professor machte eine Bewegung der Ungeduld und frauste ihre Stirn.

„Du legst ja ein merkwürdiges Interesse für Fräulein Felicia an den Tag,“ sagte sie in etwas spitzem Ton.

Und Carita von Dromberg fügte mit malitösem Lächeln hinzu: „Sie sehen ja ganz verstört aus, lieber Cousin. Man könnte beinahe glauben —“

Was sie beinahe glauben könnte, verriet Fräulein Carita jedoch nicht, sondern hüllte sich, sah abbrechend, darüber in Schweigen.

Dr. Willfried aber sah erstaunt von einer zur anderen.

„Ich begreife nicht,“ gab er zur Antwort, „daß mein Interesse für eine Hausgenosin, mit der man monatlang in täglichem Verkehr gestanden, Euch so wunderbar vorkommt und förmlich Eure Empfindlichkeit herausfordert. Ich müßte keine Spur von Ge-

mit besitzen, wenn ich nicht lebhaft bedauern sollte, daß Fräulein Felicia nun so plötzlich das Haus verlassen hat. Ich habe gar keinen Grund zu laugnen, daß ich sie ihres bescheidenen Wesens wegen und nicht weniger wegen der Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihre Pflichten gegen die Kinder erfüllte, ehlich schätzen gelernt habe.“

Die Worte wurden mit natürlicher Wärme gesprochen, aber ihre Wirkung auf die beiden Zuhörenden war eine von dem Sprechenden garnicht erwartete. Carita von Dromberg zeigte ein von Aerger und Haß verzerrtes Gesicht, während die Frau Professor spöttlich aufschaute, dann sich aber sofort wieder in ihre steife Haltung rückte und mit überlegener Miene sagte: „Daß ihr Männer Euch doch so leicht dupieren läßt! Deine lebhafteste Interessnahme für sie beweist mir auf's neue, daß dieses anscheinend so bescheidene, harmlose Fräulein Felicia im Grunde eine ganz gefährliche Person war.“

„Eine gefährliche Person?“

„Jawohl, und ich habe recht getan, nicht erst abzuwarten, bis sie ein zweites Unheil bei uns anstiftete, sondern sie schon damals Knall und Fall davonanzujagen.“

„Schon damals?“

„Damals, als Bodo und Du ihretwegen in Streit gerietet.“

„Ah!“

Es war ein unwillkürlicher Ausruf des Verständnisses und zugleich der unwilligen Bewunderung.

„Also deshalb hast Du sie weggelächelt?“ fügte Dr. Willfried hinzu, sich auf seinem Ellenbogen aufrichtend und seiner Schwägerin erwartungsvoll in's Gesicht sehend.

„Freilich.“

„Nun, dann laß Dir sagen,“ gab der Reconvaleszent mit anschwellender Stimme zurück, und seine Brauen zogen sich tabelnd zusammen, „laß Dir sagen, daß Du dem jungen Mädchen ein schreiendes Unrecht angetan hast.“

„Ein Unrecht —?“

„Ja, ein Unrecht,“ bestätigte der Afrikaforscher mit solcher Bestimmtheit und zugleich so unerbittlicher Entrüstung, daß die Haltung der Frau Professor unwillkürlich an Selbstbewußtsein und überlegener Würde erheblich einbüßte. „An dem Austritt, auf den Du ausiehst, war das junge Mädchen ganz und gar unschuldig. Schuld war allein die Weinlaune — doch ich will auf die innerquickliche Geschichte, die abgetan ist, nicht mehr zurückkommen. Soviel nur noch: Fräulein Felicia hat sich in keiner Weise infortek benommen und das, was vorgefallen ist und was sich daran geknüpft hat, ist wohl von niemandem peinlicher und schmerzlicher empfunden worden als gerade von ihr.“

Der Reconvaleszent hatte mit soviel Eifer und innerer Anteilnahme gesprochen, daß er doch etwas über seine Kräfte hinausgegangen war, und daß er nun erschöpft auf das Sopha zurück sank.

Carita war an das Fenster getreten und tat äußerlich, als berührten die zwischen Dr. Willfried und seiner Schwägerin gewechselten Worte sie gar nicht, obgleich doch ihre sich rötenden Wangen und ihre funkelnden Augen das Gegenteil bekundeten.

Die Frau Professor war in eine solche Erregung geraten, daß sie garnicht mehr in stande war, sich zu beherrschen.

„Auch mir widerstrebt es,“ entgegnete sie mit deutlich an den Tag gelegter Empfindlichkeit und Gereiztheit, „noch einmal auf den peinlichen Vorfall einzugehen. Wozu auch? Was geschehen ist, ist geschehen. Ich will Dir meinetwegen zugeben, daß von seiten des von Dir so warm verteidigten Fräuleins mehr Ungeschicklichkeit im Spiel war, als etwas anderes. Eine junge Dame von Erziehung würde jedenfalls verstanden haben, von vornherein jeder Unziemlichkeit vorzubeugen. Daß ich sie entlassen, dazu lag für mich übrigens eine andere, zwingende Veranlassung vor.“

„Noch eine andere Veranlassung?“

Dr. Willfried hob, von neuem interessiert, den Kopf.

Die Frau Professor warf einen erschauten und entrüsteten Blick auf ihren Schwager.

„Ich begreife Dich nicht, lieber Kurt, bemerkte sie. „Es kann Dir doch unmöglich daran liegen, peinliche Auseinandersetzungen zwischen Dir und mir heraufzubehämmern. Oder solltest Du wirklich nicht ahnen —?“

Sie brach ab und machte eine sehr lebhaft bewegte des Unwillens, indem sie sich zugleich erhob, in jedem Zoll und in jeder Miene ihres Gesichtes höchste moralische Empörung.

Der Afrikaforscher zeigte im ersten Moment ein verblüfftes Gesicht, aber dann glitt ein Lächeln des Verständnisses darüber hin.

„Ach, ich ahne!“ sagte er humoristisch. „Solltest Du vielleicht in Erfahrung gebracht haben, daß mich Fräulein Felicia zu einer Unterredung mit ihrem Besuch beehrte?“

Die Frau Professor nickte, die lächelnde Miene ihres Schwagers schien ihre Inbignation noch anzufachen.

„Flora erzählte es mir,“ antwortete sie streng. „Ich will Dir ja keinen Vorwurf daraus machen. Euch Männern sieht man ja in dieser Hinsicht vieles nach, aber daß ich die Person, die Anstand und gute Sitte soweit aus den Augen setzte, sofort entließ, das war ich meiner Familie und mir selbst schuldig.“

Der Afrikaforscher war wieder sehr ernst geworden, jede Spur von Lächeln war wieder aus seinem Gesicht geschwunden. Er richtete sich abermals auf seinem Ellenbogen in die Höhe, sah seiner Schwägerin fest in die dunklen, zürnenden Augen und erklärte mit erhobener Stimme, in fast verweisendem Ton, während sich seine Wangen wieder lebhaft färbten: „Und doch hast Du der jungen Dame ein ebenbürtiges schreiendes Unrecht getan wie mit Deiner Verdächtigung hinsichtlich des Leutnants von Dromberg. Hättest Du, anstatt auf das böswillige Dienstbotengeklatsch zu hören, Dich offen an mich gewandt, so hätte ich Dir Erklärungen gegeben, die Dir eine ungerechte Handlung und dem armen Fräulein Felicia eine unverdiente, schwere Kränkung erspart hätten. Ihr Besuch in meinem Zimmer galt einzig und allein der dümmen Dnellgeschichte. Daß sie den dringenden Wunsch beghe, das Duell zu verhindern, dessen Veranlassung sie nun einmal war, wenn auch durchaus ohne ihre Absicht und Schuld, das läßt sich wohl auch aus allgemein menschlichen Empfindungen heraus erklären, ohne daß man nötig hätte, nach einem besonderen persönlichen Motiv zu suchen. Mir ist sie während unserer kurzen Unterredung, die sich ausschließlich um die Herausforderung des Leutnants von Dromberg drehte, in einer Weise begegnet, die ihrer gesellschaftlichen Stellung, sowie ihrem keuschen, mädchenhaften Empfinden das beste Zeugnis ausstellt, und deshalb bedauere ich umso mehr Deine — Pardon, aber ich kann es wirklich nicht

anders nennen — Deine voreilige und ungerechte Handlungsweise.“

Dr. Willfried ließ sich wieder erschöpft in die Polster zurücksinken. Er hatte seine lange Erklärung mit einer Erregung und einer inneren Anteilnahme abgegeben, die ihn später bei ruhigem Nachdenken selbst in Verwunderung setzte.

Die Frau Professor biß sich heftig auf die Lippen. Ihr Temperament hatte mit der gesellschaftlichen Rücksichtnahme und dem Respekt, den ihr der berühmte Schwager immer eingeflößt, einen harten Kampf zu bestehen. Aber sie überwand sich und sagte nur mit zuckenden Lippen: „Es ist wohl das Beste, wir brechen von dem unerquicklichen Gegenstand ab. Du bedarfst der Ruhe und solltest Dich nicht so sehr erregen.“

Damit winkte sie Carita und verließ mit ihr das Zimmer.

Dr. Willfried starrte grübelnd, mit finstler gerunzelten Brauen vor sich hin. Der Gedanke, daß einem Menschen, zum Teil seinerwegen, schweres Unrecht getan worden, erzeugte eine quälende, widerige Stimmung in ihm. Hier kam noch hinzu, daß ihm Fräulein Felicia, die Belebte, infolge der letzten Ereignisse feilsch nahe getreten war, nachdem schon vorher ihr ganzes Wesen, ihre Art mit den Kindern umzugehen, ihr traugliches Gesicht seine Sympathie und sein Mitgefühl erregt hatte. Er sah sie vor sich, wie er sie zuletzt gesehen, bleich, mit tränenumflortem Blick, in bitterer, bemittiger Haltung.

„Armes Kind!“ murmelte seine Lippen unwillkürlich. „Armes Kind!“

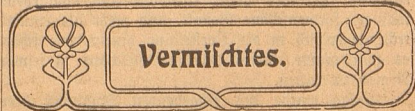
Wie schwer mußte es sie getroffen haben, nicht nur feilsch, sondern auch materiell! War sie nicht elternlos, eine arme Witwe? Wo mochte sie nun so rasch ein Unterkommen gefunden haben?

* * *

Am anderen Vormittag gestattete der Arzt, daß der Refonaleszent — es war ein warmer, heiterer Sonntag — zum eritmalen sein Lager verließ. Der Professor zeigte sich über diesen Fortschritt in dem Befinden seines Bruders über die Wochen erfreut und mit liebevoller Sorge bot er dem Refonaleszenten seinen Arm und geleitete ihn zu dem Platz am Fenster. Aber der Anblick des Straßenlebens, den er so lange entbehrt hatte, schien keine zerstreuende, noch weniger eine erbeiternde Wirkung auf den Wiebergenessenden auszuüben. Auch die freundlichen Scherzreden, die sein Bruder in der Freude seines Herzens an ihn richtete, vermochten nicht, die nachdenkliche, finstere Miene des mechanisch, ohne innere Anteilnahme auf die Straße Starrenden aufzuheben.

„Was hast Du denn, Kurt?“ fragte endlich der Professor beunruhigt und legte ihm seine Hand sanft auf die Schulter.

(Fortsetzung folgt.)



Zur Öffnung des Sarkophags Karl des Großen im Aachener Münster. (Abbildung siehe Titelseite.) Mehr oder minder sind wiederum seit langer Zeit die Blitze aller auf den altberühmten Kaiserdom zu Aachen gerichtet, ihr hoch in diesen Tagen der Sarkophag, in dem die Gebeine Kaiser Karl des Großen ruhen, geöffnet worden. Unter den zahlreichen Kirchen Aachens nimmt das Münster in der Nähe des Marktes die allererste Stelle ein. Der älteste Teil und Kern des interessanten Gebäudes, das ein architektonisches Konglomerat aus den verschiedensten Perioden christlicher Baukunst bildet, ist die byzantinische Pfalzkapelle Karls des Großen, ein achtseitiger Bau von 32 m Höhe und etwa 16 m im Durchmesser, gebildet durch starke Pfeiler, auf welchen eine achteckige, von Witterraum überdeckende Kuppel emporsteht, und umgeben von einem 16seitigen, mit niedrigen Kreuzgewölben versehenen Umgang, über welchen, die Empore bildend, eine hohe Galerie herumläuft. Ueber den Galeriebogen erhebt sich ein achtseitiger Tambour mit Fensteröffnungen, auf welchen die Kuppel ruht. Dieses karolingische Münster, das eigentliche Schiff der Kirche, ward 796 nach byzantinischen Mustern begonnen und vom Meister Doo von Metz vollendet. Es erhielt am Dreißigstfest 805 durch Papst Leo III. die Weihe und ist das einzige noch vorhandene karolingische Münster in Deutschland. Die Mosaikbilder, welche die Kuppelwölbung und wahrheitsgemäß die ganze Kirche einst bedeckten, gingen verloren. Die schönen, meist antiken Granit-, Borphyr- und Marmorsäulen, welche (aus Rom, Trier und Ravenna herbeigeschafft) die Zwischenräume der Pfeiler des Otagons schmückten und 1794 von den Franzosen ausgebrochen und nach Paris entführt wurden, sind 1815 beim Friedensschluß teilweise zurückgegeben und 1846 auf Kosten des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen an ihrer alten Stelle wieder aufgestellt und ergänzt worden. Westlich vor dem Otagon steht ein Glockenturm, durch eine Steinbrücke mit jenem verbunden und flankiert von zwei runden karolingischen Treppentürmen, die nach den im Mittelalter entstandenen gotischen Reliquientammern führen. Die ehemalige rechteckige Mariäkapelle an der Südseite des Otagons wurde später durch das angebaute Chor verdrängt, welches, der zweitälteste Teil des Doms, 1353-1413 im gotischen Stil aufgeführt wurde, 34,5 m hoch, 25 m lang und 12,5 m breit ist, und insbesondere durch die prachtvollen, modernen Glasgemälde seiner 13 großen Fenster (26,7 m hoch und 5 m breit) die Aufmerksamkeit fesselt. Auch zu beiden Seiten des Achtecks und des Chors wurden im 14. und 15. Jahrhundert noch einige reich dekorierte gotische Kapellen angefügt, unter denen sich namentlich außer der Karlskapelle die wie die übrigen im Innern restauriert ist, die Unatapelle durch ihre zierliche Form auszeichnet. Eine dritte Bauperiode, in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnend, veranlaßte das damals schon planlos erweiterte Gebäude durch den im Hofstil ausgeführten Wiederaufbau der Ungarischen Kapelle (neben dem Haupteingang), die jetzt den Domschatz

Kufeke's Kinder-mehl
hervorragend bewährt bei Darmkatarrh, Diarrhoe, Brechdurchfall etc.
Von tausenden von Ärzten des In- und Auslandes empfohlen.

Anzeigen
haben in diesem Blatte die weiteste Verbreitung.

Echt silberne
Herren- und Damen-Uhren, prima prima Werk, gesetzl. gestempelt, genau abgez. 6 Rubis, 2 echte hochfein verzierte Goldränder, vergold. Zeiger, Mk. 10,25.
Dieselbe Uhr, 2 echt silberne Deckel, 10 Rubis, allerfeinstes Werk, in hocheleganter Ausführung Mk. 14,25.
Versilberte Uhren mit echten Goldränd. von Mk. 5,75 an
Wecker-Uhren, genau weekend. „ „ 1,80 „
Echt goldene prächtvolle Damenuhren „ „ 18 „ „
Für jede Uhr 3 Jahre schriftliche Garantie. Umtausch gestattet od. Geld zurück.
Pracht-Katalog über Herren- und Damenuhren, Wand-, Stand- und Weckeruhren, aller Art, hochmoderne Ketten, Ringe, Broschen, gratis und freil.
Deutsche Uhren-Industrie, Berlin 426 Lindenstr. 101/102 Friedrichstr. 16.

Erstklassige Solidaria-Fahrräder
liefern wir auf Wunsch auch gegen Teilzahlungen.
Anz. Mk. 20, 30 bis Mk. 50, Abz. monatlich Mk. 8, - bis Mk. 15, -
Reichsräder geben wir bei Barzahlung schon von Mk. 58 an ab. Auch Zubehörteile wie Lauf-, Stoßk., Luftschläuche, Laternen, Glocken etc. kaufen Sie bei uns am billigsten.
Preisliste gratis und franko.
J. Jendrosch & Co., Charlottenburg No. 7.

Schönheit
Reizend, Teint, weisse Hände, welche glatte Haut am f. duftig, Creme Birken (ges. gesch.), Nicht fettend. Dose M. 1,50.
Unentbehrlich bei spröder Haut, Frost, Juck-, Wundsein, Rötze, Mitesser, Sommerspross, u. schlaff.
Haut (Falten). Nur in Berlin B. Franz Schwarzlose, Lohpzigstr. 55, Colonnade.

Technikum Hainichen
Masch.- u. Elektro-Ingenieure, Techn. Werkm. Neuzl. Laboratorien. Pgr. fr. Lehrfabrikwerkstätten.

Gelegenheitskauf. Es stehen zum Verkauf 9000 Thüringer Wetterhäuser mit Starkasten und grossem Thermometer das Stück zu **98 Pf.**
2 Stück M. 1,85
5 Stück M. 4,75
25 Stück M. 22,-
Unter 2 Stück werden nicht versandt.
Wetzsteine, der beste Wetzstein der Welt: 20 Pf. — 10 Wetzsteine M. 2,60.
Terrariumglas, gefüllt mit frischem Waldmoos, einem Leichterchen u. 2 Laubfröschen 98 Pf.

Lorbeerbäume, Efeuwanne dieses Jahr sehr billig! Gartenerien Peterseim, Hotelieranten, Erfurt. Hauptkatalog umsonst.

birgt, sowie durch geschmacklose Kokosföndatur und verschiedene Uebermalungen im Innern. Die Entfernung dieser entstellenden Zutaten und die Herstellung der Kerze in ihrer reinen und ursprünglichen Gestalt hat sich der 1849 gegründete Karleverein zur Aufgabe gestellt. — In der Mitte des Oktogons bezieht man Boden eine flache Steinplatte mit der Metallinschrift „Carolo Magno“ fälschlich die Stelle, an welcher Karl der Große seine letzte Ruhestätte erhielt; seit 1215 ruhen seine Gebeine im schönen Karlschrein. Umher diesem Kaiser wurde auch Otto III. im Münster beisetzt. Ueber Karls vermeintlicher Gruf hängt ein kolossaler Kronleuchter von vergoldetem Kupfer in Ringform (4 m im Durchmesser) für 48 Kerzen, eine kunstvolle Arbeit des Nacher Meisters Wibert und vom Kaiser Friedrich I. geschenkt. Auf der Empore des Oktogons (dem sog. Hochmünster) ist der weismarmorne, später mit Gold plattierte Kaiserstuhl aufgestellt, auf welchem eine längst widerlegte Fabel Karl den Großen im Grabe sitzen läßt, und der dann vor und nach der Krönung von den späteren Kaisern im vollen Ornat eingenommen ward, eigentlich aber das Archivolium (der Erzbrunn) ist. Endlich ist noch die prächtige Evangelientafel in dem Chor zu erwähnen, die bei feierlichen Messen zum Abingen des Evangeliums dienend, mit Goldblech überzogen und mit kostbaren Steinen, merkwürdigen Eisenbeinreliets und emailierten Darstellungen geschmückt ist, ein Geschenk Kaiser Heinrich II.

Robert Schumann. Zum 50jährigen Geburtsfest am 29. Juli. (Abbildung siehe Seite 261). Gelegentlich der 50jährigen Wiederkehr seines Todestages werden die Erinnerungen an den großen Meister der Töne, Robert Schumann, wach. Ueber den Lebenslauf Schumanns bringen wir in Kürze folgende Daten: Als Sohn eines Buchhändlers am 8. Juni 1810 zu Zwickau geboren, studierte er seit 1825 in Leipzig, seit 1829 in Heidelberg die Rechte und daneben Musik. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig 1830 widmete er sich der Kunst und ludte sich im Umgang mit dem als Lehrer des Pianofortspiels gefürtesten Friedrich Wieck zum Virtuosen auszubilden, während ihm G. Dorn theoretischen Unterricht gab. Bald nötigte ihn eine Fingerschwäche, die Ausbildung als Klaviervirtuos aufzugeben und sich nur der Komposition zu widmen. Im Verein mit Gleichgesinnten gründete er 1834 ein musikalisches Journal „Neue Zeitschrift für Musik“ die der neuen Kunstrichtung in der Musik Bahn brach und deren Redaktion er bis 1844 vorstand. Hier machte er zuerst auf Beethoven und kurz vor seinem Tode auf Brahms aufmerksam. Als er sich am 13. September 1840 mit Clara Wieck, der Tochter seines Lehrers, vermählt hatte, wandte er sich als Komponist zum erstenmal dem Gesange zu und schuf eine Reihe von Gesangskompositionen, meist Lieder, in welchen er seine innigsten Gefühle ausströmte. Außerdem studierte er eifrig die Klassikern und die modernen Meister. Im Jahre 1843 wurde Schumann Lehrer des Partiturspiels und der Komposition am Konseratorium zu Leipzig, welche Tätigkeit er indes bald aufgab. 1844 unternahm er mit seiner Gattin eine Kunstreise nach Rußland und siedelte von Leipzig nach Dresden über. Im Herbst 1850 wandte er sich mit seiner Familie nach Düsseldorf und übernahm dort die früher von Hiller bekleidete Musikdirektorstelle, vermochte indes als wenig

gewandter Orchesterdirigent, überdies noch von den schon 1833 und 1845 aufgetretenen, auf ein Gehirnleiden deutenden krankhaften Zuständen gequält, seiner Stellung nicht zu genügen und nach langem Zögern sah man sich im Herbst 1853 genötigt, ihn seiner Tätigkeit zu entheben. Er fuhr dann fort zu schaffen bis zur völligen Umänderung seines Geistes. Seine Leiden steigerten sich endlich so sehr, daß er am 27. Februar 1854 in den Rhein fürzte. Er wurde gerettet und in die Heilanstalt zu Ems bei Bonn gebracht, wo er am 27. Juli 1856 starb. Wir leben davon ab, die Werke Schumanns auch nur kurz zu erwähnen. Die zahlreichen Kompositionen gehören zu den schönsten Musikwerken aller Zeiten.



Vernünftiger Arzt (vor der Operation): „Nur keine Angst, Sie werden nicht viel fühlen; nach dem ersten paar Schnitten sind Sie ohnmächtig!“ („Megg.“)

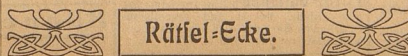
Kasernenhofblüte. Feldweibel (bei einem Manne eine Klauweder auf dem Hock bemerkend): „Glauben Sie, daß Sie bei der Vortischfischer-Abteilung sind, daß Sie da mit einem Flugapparat antreten.“

Fräulein Doktor. Er: „Wenn Sie mich nicht erhören, schief ich mir eine Kugel vor den Kopf.“ — Sie: „Ach ja, geht, dann bekomme ich Ihren Schädel!“ („Megg.“)

In der stillen Zeit. Kommis (zum Kollegen): „Wohl herzlich wenig zu tun ist?“ — „Na, ich sage Dir, bei uns auf dem Kontor hat schon jede Fliege ihren Vor- und Zunamen!“

Wahrheit und Dichtung. Regisseur (eines kleinen Theaters, knap vor der Vorstellung zu einem Darsteller): „Sie haben in heutigen Stücke zum Direktor Kunz, Betrüger zu sagen. Sagen Sie das lieber nicht, 's wird sonst zu stark applaudiert werden!“ („Lach, Zahrb.“)

Geschäftsmäßig. Kaufmann (zum Bankier, mit dessen Tochter er sich verlobt): „Nu, Krieg ich Ihre Laura per Kasse oder auf Ziel?“ („Dorf.“)



Geographisches Tauschkraut.
Kaff, Mehl, Ziler, aber, Neben, Wder.
Von obigen Wörtern sind die Anfangsbuchstaben mit anderen zu vertauschen. Richtig gestellt, ergeben sie den Namen einer Insel im Atlantischen Ozean.

Rästel.
Der Vogel, der es baut zur Ruh,
Nimmt meist es, umgestellt, dazu.

Kopfrästel.

Mit Kopf.	Ohne Kopf.
Mädchenname	Ein Saal
Kedeweise	Mädchenname
Großherzogtum	Deutsche Stadt
Klänge	Fisch
Körnerfrucht	Sinlett.

(Auflösung folgt in nächster Nummer).

Auflösung der Rästel aus voriger Nummer.
Zweijährige Scharabe: Sieg — Burg: Siegburg.
Küllkrästel: Rudolf, Neizen, Claudius, Köln, Ems, Ruth, Theodor: Küstert.

Geschäftliches.

Sommerprossen! Wer kennt nicht die läßlichen gelben Flecken, die zum Bedauern vieler Damen auf dem sonst so hübschen Gesichte, sowie Händen in unschöner Weiße prangen. Wer aber kennt all die vielen, meist zwecklosen und teuren Mittel, die gegen Sommerprossen angepriesen werden, und nicht nur Sommerprossen, sondern auch Leberflecke, Miteser und dergleichen mehr vertreiben sollen. Mittel, die alle diese Leiden zusammen vertreiben sollen, gibt es eben nicht, was jeder Hautarzt bezeugen kann! Der Apotheker M. Lueisner, Berlin W., Kurfürststraße 108e, hat einen Voran-Sommerprossen-Cream, geschildert gefsch., in Tuben à 1,00 M., (3 Tuben 2,75 M.) in den Handel gebracht, der Sommerprossen in geradezu verblüffend schneller Zeit radikal vertreibt. Der Cream ist nach Vorschrift eines berühmten Hautarztes angefertigt und enthält einen völlig unschädlichen, bleichenden Stoff, der durch gelindes Einreiben unter die Haut dringt und in kurzer Zeit (8—10 Tage) die größten und dunkelsten Sommerprossen verschwinden läßt. Ein Versuch überzeugt! Direkter Versand überallhin.

Wohrrübenpüree. 6 Personen. 2 Stunden. 3 Pfund gute größere Wohrrüben werden gepulvt, gewaschen, in Scheiben geschnitten und in Wasser nebst etwas Butter (oder Vanillon, die man rasch, gut und billig aus 1/2 in Wasser gelösten Maggi-Vonllontapfehl verfertigt) Salz und wenig Pfeffer weich-gedämpft. Die Flüssigkeit muß mit den Wohrrüben gleich stehen. Sobald sie weich genug sind, rührt man sie durch ein grobes Sieb, verlost den Brei auf gelindem Feuer mit einem eigroßen Stück frischer Butter, 1/2 Teelöffel Zucker und 1 Eßlöffel trocken dreier getreuten Mehl zu einem Aus, welches man nach Belieben mit einer Prise Muskatnuß würzt, mit 10 Tropfen Maggi's Würze vollendet und auf erwärmter Schüssel anrichtet.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
erzeugt rosiges jugendliches Aussehen, reine, weisse, samtige, zarten, blendend weiche Haut, und schönen Teint.
à Stück 50 Pfg.
in den Apotheken, Drogerien, Parfümerien

BERGMANN & CO. RADEBEUL DRESDEN
Hofflieferanten

Max Pasch, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 68.

In meinem Verlage erscheinen:
Uebersichtskarte der Verwaltungsbezirke der Kgl. preussischen Eisenbahn-Direktionen.
Bearbeitet im Ministerium der öffentlichen Arbeiten.
Maßstab: 1 : 1 000 000. — Preis: Unaufgezogen Mark 5.—, aufgezogen Mark 13.—.

Uebersichtskarte der Eisenbahnen Deutschlands.
Bearbeitet im Reichs-Eisenbahn-Amt.
Maßstab: 1 : 1 000 000. — Preis: Unaufgezogen Mark 9.—, aufgezogen Mark 16,50.

Der Eisenbahn-Güterverkehr
(deutsch und international).
Nach dem neuesten Stande der Vorschriften bearbeitet von W. Pietisch, Geh. erped. Sekr. im Reichs-Eisenb.-Amt.
Preis 3 Mark.

Clichés, Aatolypie und Strichätzung
Wilhelm Greve
Graph. Konstanstalt
Schnellste Lieferung
Billigste Preise
Berlin S.W.
Ritterstrasse 50.

Direkt von der Fabrik
für die Hälfte des Originalpreises!
„Lyra“-Fahrräder u. Nähmaschinen
— sind anerkannt die besten! —
5 Jahre Garantie.
Probefahrt bereitwillig!
Stärke Tourenmaschinen v. 56 M. an.
Schnelldie Halbreiter v. 56 M. an.
Kaufen Sie nicht, bevor Sie meine neue Preisliste gefordert haben, welche Ihnen gratis u. franko zugesandt wird.
Wiederverkäufer gesucht!
Richard Ladewig, Prenzlau No. 40.

